

Leseprobe aus:

**Kevin O'Brien**

## **Das Zeichen des Todes**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

---

# KAPITEL EINS

Seattle, Dezember 2005

«Ich bringe sie noch um», flüsterte er.

Erin Travino beachtete den Mann in der Sitzreihe hinter ihr nicht. Sie schaltete ihr Handy ein, dessen blaue Display-Beleuchtung im dunklen Kino erstrahlte. Erin gab den Code ein, um noch einmal ihre Nachrichten zu überprüfen.

Auf der großen Leinwand vor ihr wies Judi Dench gerade Keira Knightley wegen irgendetwas zurecht. Erin hatte *Stolz und Vorurteil* nicht sehr aufmerksam verfolgt. Das war womöglich ein Fehler gewesen, denn sie musste bis nächste Woche eine Arbeit über irgendein blödes Buch schreiben und hatte sich noch nicht einmal für einen bestimmten Titel entschieden. Hätte sie beim Film besser aufgepasst, dann wäre es ihr nun möglich, zu behaupten, sie habe *Stolz und Vorurteil* gelesen. Und ihr Lehrer für englische Literatur stand auf Jane Austen.

Andererseits brauchte sie in jüngster Zeit für die Schule nicht mehr allzu viel zu tun. Die meisten ihrer

Lehrer behandelten sie ausgesprochen nachsichtig. Erin musste nur erwähnen, dass sie noch immer unter den Ereignissen der vergangenen Woche litt, und ihre Lehrer gewährten ihr einen Aufschub oder machten aus einer Drei eine Zwei minus.

Erin wollte diesen Vorteil nutzen, solange es ging. Zusammen mit Molly Gerrard und diesem Verrückten, Warren Tunny, war sie in allen Zeitungen erwähnt worden. Der *Seattle Post-Intelligencer* hatte sogar ein Bild von ihr abgedruckt: das halbwegs gelungene Foto aus ihrem Highschool-Ausweis, auf dem ihr welliges, schulterlanges kastanienbraunes Haar wenigstens frisch gewaschen war und ihr sommersprossiges Lächeln recht natürlich wirkte. Außerdem sah sie darauf richtig schlank aus.

Erin achtete ständig auf ihre Ernährung, obwohl ihre Freundinnen ihr immer versicherten, dass sie das gar nicht nötig habe. Heute Abend beispielsweise hatte ihre beste Freundin Kim für den Film eine Limonade und eine große Tüte Popcorn mit Butteraroma gekauft. Kim war so freundlich gewesen, ihr vom Popcorn etwas anzubieten, doch Erin hatte nur den Kopf geschüttelt und an ihrer Cola light genippt. Wusste Kim denn nicht, dass das Zeug so viel Fett enthielt wie drei Big Macs? Zumindest hatte Erin das einmal gehört.

Sie schielte auf das beleuchtete Display ihres Handys: KEINE NEUEN NACHRICHTEN.

Als ihr jemand auf die Schulter tippte, erschrak Erin so sehr, dass sie fast ihr Handy fallen ließ. Sie drehte sich nach hinten um.

«Würden Sie das Ding bitte einstecken?», knurrte der

Mann hinter ihr. Sie schätzte ihn auf Ende dreißig; neben ihm saß ein schlaksiger Asiate, der etwa im selben Alter war. «Die Beleuchtung stört.»

«Dabei habe ich noch nicht mal telefoniert», flüsterte sie und verdrehte die Augen.

Der Mann starrte sie finster an, während das von der Leinwand reflektierte Licht flackernd sein attraktives, schmales Gesicht erhellte. «Das ist jetzt schon das fünfte Mal, dass Sie Ihr Handy eingeschaltet haben. Leiden Sie unter einem Aufmerksamkeitsdefizit, oder was? Wie wär's mit ein bisschen Rücksichtnahme?»

Erin stieß ein verblüfftes, kurzes Lachen aus.

Plötzlich ertönte der Klingelton ihres Handys, die Melodie von *I Just Called to Say I Love You*. Sie hatte sie in der Vorwoche versehentlich einprogrammiert und bekam sie nun nicht mehr weg.

«Scheiße», murmelte sie, und ein paar Leute auf benachbarten Plätzen beschwerten sich. Der Mann hinter ihr und sein Kumpel schüttelten stirnrunzelnd den Kopf.

Das war Erin nun doch ein wenig peinlich. Sie schnappte sich ihre Handtasche und ging in Richtung Ausgang. Ohne sich um die unfreundlichen Blicke zu kümmern, die einige ihr unterwegs zuwarfen, drückte sie die Sprechtaaste und flüsterte: «Hallo?», während sie mit der Schulter die Tür aufstieß und in den schmalen, spärlich beleuchteten Flur trat.

«Hallo?», wiederholte Erin lauter, nachdem die Tür hinter ihr ins Schloss gefallen war.

Sie hörte ein Klicken. Stirnrunzelnd überprüfte sie die Anrufererkennung, doch auf dem Display stand nur: RUFNUMMER UNBEKANNT.

Seufzend ging Erin in den Vorraum des Harvard Exit Theater, in dem überwiegend ausländische Filme und unabhängige Produktionen liefen. Ein Schwall Popcorn-Duft schlug ihr entgegen. Das große Foyer verfügte über einen offenen Kamin, einen Flügel und ein von Gebrauchsspuren gezeichnetes, altertümliches Mobiliar, das perfekt zur Zwanziger-Jahre-Architektur des Gebäudes passte. Die Snackbar war in der hinteren Ecke, und dahinter führte eine Treppe hinauf zu den Toiletten und zu einem anderen Kinoraum im zweiten Stock.

Erin blieb vor der Treppe stehen. Sie wählte Mollys Nummer und geriet wieder an den Anrufbeantworter. Erin beendete sogleich die Verbindung. Immerhin hatte sie bereits drei Nachrichten hinterlassen. Sie hatten sich am Abend vor dem Kino treffen wollen, aber Molly war nicht erschienen.

Molly war eines der beliebtesten Mädchen in Erins Klasse. Sie war schlank und hübsch und hatte umwerfendes langes, schwarzes Haar wie aus einer Shampooerbung. Molly trug Designerbrillen und sah selbst in Pull-over und Jeans schick aus. Und nach den Ereignissen der Vorwoche stiegen Mollys Aktien noch weiter. Das galt auch für Erin; plötzlich war sie wer.

Vor zwei Tagen hatte Molly sie gefragt, ob sie nicht nach der Schule zusammen mit ihr etwas unternehmen wolle. Sie holten aus diesem Laden in Capitol Hill eine neue Brille für Molly ab. Die Brille hatte rechteckige Gläser sowie ein Gestell aus Schildpatt und sah ein wenig schräg und ziemlich abgefahren aus. Nur wer so beliebt und schön war wie Molly, konnte sie tragen, ohne wie eine Vollidiotin zu wirken. Als Erin mit ihrer neuen

Freundin beim Optiker war, wünschte sie sich schon beinahe, selbst schlechte Augen zu haben, um Brillen wie Molly Gerrard tragen zu können. Danach tranken sie Cola light und teilten sich einen Teller Pommes frites mit Käse im Broadway Grill. Erin aß nur sieben Stück und war danach immer noch hungrig, aber das spielte keine Rolle. Mit Molly auszugehen war ja so cool.

Kim war als Freundin ganz in Ordnung. Aber keine war so cool wie Molly, und mit ihr befreundet zu sein färbte auch auf Erins Status ab. Deshalb fühlte sich Erin ziemlich niedergeschlagen, nachdem Molly nicht ins Kino gekommen war. Hatte sie etwas falsch gemacht? Vielleicht wollte Molly ja nicht mit ihr *und Kim* zusammen gesehen werden. Kim galt nicht gerade als cool. Aber nein, das passte nicht zu Molly; sie war nett zu allen.

Erin fragte sich noch immer, was geschehen sein könnte, als sie im Foyer einen der älteren Typen sah, die hinter ihr gesessen hatten. Es war der schlanke Asiate. Er schien auf dem Weg zur Snackbar, als ihre Blicke sich plötzlich trafen. Er ließ den Verkaufstresen links liegen und kam auf sie zu.

Erin drehte sich spontan um und ging die Treppe hinauf. Nicht, dass sie Angst vor ihm gehabt hätte; sie hatte einfach keinen Bedarf an einem weiteren Vortrag über Benehmen im Kino. Auf halber Höhe beschloss sie, sich in die Damentoilette zu verkriechen, um ihm aus dem Weg zu gehen. Doch genau in diesem Moment entglitt ihr das Handy und fiel ein paar Stufen hinunter.

Der Mann blieb auf dem Treppenabsatz stehen, vor einem riesigen alten Werbeplakat für *Ein Amerikaner in*

*Paris.* Er hob ihr Handy auf, stieg die Treppe hoch und gab es ihr. «Ohne das Ding können Sie wohl nicht leben, was?», murmelte er.

Erin starrte ihn mit offenem Mund wortlos an.

Der Mann hastete an ihr vorbei und stieg die nächsten Stufen hoch, vermutlich auf dem Weg zur Herrentoilette im zweiten Stock. Dann aber hielt er inne und blickte zu ihr zurück. «Ein *Danke schön* wäre nett gewesen», erklärte er. «Sie sind wirklich reichlich unfreundlich.» Kopfschüttelnd ging er weiter.

Erin wollte schon sagen: *Fick dich ins Knie!*, zog sich dann aber kommentarlos in die Damentoilette zurück. Das schummrige Licht dort wirkte ein wenig unheimlich. Die Trennwand zwischen den beiden Kabinen war dunkelgrün gestrichen, der Boden mit alten, abgeschlagenen schwarz-weißen Fliesen in Form kleiner Sechsecke ausgelegt. Das ebenfalls alte Waschbecken hatte getrennte Hähne für heißes und kaltes Wasser und rostbraune Flecken.

Erin hörte Gelächter im kleineren, oberen Kinosaal, in dem irgendeine italienische Komödie lief.

Stirnrunzelnd blickte sie in den Toilettenspiegel. Der Typ, der sie gerade als unfreundlich bezeichnet hatte, hätte sie um ein Autogramm gebeten, wenn er wüsste, wer sie war. Offenbar hatte er in der Vorwoche keine Zeitung gelesen. Sie war als Heldin tituiert worden. *Als Heldin!*

Es war am Dienstag vergangener Woche geschehen, während des Silentiums unter Aufsicht von Mr. Gunther. Nur etwa die Hälfte der Schüler lernte oder erledigte ihre Hausaufgaben; die anderen machten ein Nickerchen,

malten Männchen oder versuchten, einander Zettel zuzustecken. Gunther – ein kleiner, drahtiger Mittvierziger mit Halbglatze und eine Möchtegern-Sportskanone – war als harter Hund bekannt und ließ keinerlei Gespräche zu.

An jenem Tag steckte er die Nase in den Sportteil der *Seattle Times*, während Erin auf ihrer Bank in der letzten Reihe am Fenster lustlos in *Us Weekly* blätterte. Gunther war ein echter Diktator; er hatte eine feste Sitzordnung eingeführt und ließ nicht zu, dass die Schüler sich umsetzten. So hatte Erin auf der einen Seite Blick auf den Lehrerparkplatz und auf der anderen auf den verrückten Warren Tunny.

Warren saß über seinen Skizzenblock gebeugt da. Er zeichnete immer diese schrägen Monster, die wie eine Kreuzung aus SpongeBob Schwammkopf und Godzilla aussahen. Erin hätte es nie zugegeben, doch sie fand seine Zeichnungen faszinierend – blutrünstig zwar, aber ausgesprochen plastisch und auf seltsame Weise witzig. Niemand sonst wusste Warrens Kunst zu schätzen – außer vielleicht seine schrägen Kumpel, falls man sie überhaupt als seine Kameraden bezeichnen konnte. Erin vermochte im Augenblick nicht zu sehen, was er zeichnete, weil sein Arm und seine Schulter ihr den Blick versperrten. Wahrscheinlich wollte er seinen neuen Skizzenblock schützen. Als Warren die Woche zuvor gerade an seinem Schließfach gewesen war, hatte ihm einer der Jungs seinen alten Block aus den Händen gerissen und vor seinen Augen zerfetzt. Erin war nicht dabei gewesen, hatte aber gehört, dass Warren geweint hatte.

Die Jungs hackten ständig auf ihm herum, und die

Mädchen machten sich über ihn lustig. Warren war spindeldürr und kreidebleich. Zudem hatte er hässliches, krauses, rostbraunes, an der Seite gescheiteltes Haar, weswegen manche der Jungs ihn «Schamhaar» nannten. Er tat Erin zwar leid, war aber definitiv ein Sonderling. Tag für Tag trug er in der Schule dieselbe olivgrüne Armeejacke, selbst bei der größten Hitze, und er ließ sie den ganzen Tag über an.

Erin langweilte sich und versuchte, einen Blick auf Warrens Zeichnung zu erhaschen. Noch immer konnte sie den Skizzenblock nicht sehen, doch dafür bemerkte sie etwas Glänzendes in Warrens Armeejacke. Es sah aus wie eine Pistole.

Erin schnappte erschrocken nach Luft.

Warren hörte auf zu zeichnen und schaute sie an.

Sie wandte sich rasch ab und versuchte, möglichst gelangweilt auszusehen. Mit zittriger Hand blätterte sie ein paar Seiten ihrer Zeitschrift durch. Nach einer Minute schluckte sie schwer und warf Warren erneut einen verstohlenen Blick zu. Er schien sich wieder vollständig auf seine Zeichnung zu konzentrieren. Jetzt sah sie ihn deutlich – den Griff der Waffe, der aus seiner Innentasche ragte.

Wie hatte er das Ding nur an den Metalldetektoren vorbeigeschmuggelt?

Sie biss sich auf die Lippe und blickte sich hilflos im Klassenzimmer um. Weder die anderen Schüler noch Gunther ahnten etwas.

Nur sie allein wusste, dass Warren Tunny eine Waffe hatte.

Erin rutschte nervös auf ihrem Stuhl hin und her und

fragte sich, ob das Ding vielleicht eine Attrappe war. Gerade als sie einen weiteren Blick auf die Waffe riskieren wollte, lehnte Warren sich zurück, sodass Erin sehen konnte, was er gezeichnet hatte.

Es war eine äußerst gruselige, detaillierte Darstellung eines lächelnden Totenschädels mit den Worten «ES WIRD IHNEN NOCH LEIDTUN» darunter. Unter dieser Zeile hatte er einen Kreis gezeichnet mit einem seltsamen, schrägen «V» darin. Und unter diesem mysteriösen Zeichen stand in noch größeren Lettern als zuvor, ausgeschmückt mit geschwungenen Linien, die sich um jeden einzelnen Buchstaben rankten: «BEREITET EUCH AUF DEN TOD VOR.»

Warren seufzte, warf einen kurzen Blick auf die Wanduhr und zeichnete weiter.

Auch Erin schaute auf die betreffende Wand: Es war 13.05 Uhr.

Plötzlich wurde ihr klar, dass das schräggestellte «V» im Kreis die Zeiger einer Uhr darstellen sollte. Mit offenem Mund sah sie zu, wie Warren die Ziffern der einzelnen Stunden eintrug. Der Zeitanzeiger auf seinem Bild stand auf 13.10 Uhr. Bis dahin waren es nur noch fünf Minuten.

Wollte er zu diesem Zeitpunkt anfangen zu schießen?

Aber vielleicht irrte sie sich ja. Trotzdem hatte sie nicht die Absicht, zu warten, bis er die Knarre zog und sie auf diese Weise Gewissheit erhielt. Ihr Herz pochte wie verrückt, sie bekam kaum Luft. Sie musste *irgendetwas* tun. In ihrer Handtasche steckte ihr Handy. Gunther allerdings erlaubte während des Silentiums keine Telefo-

nate, und sie konnte an niemanden einen Zettel weiterreichen. Warren war ihr einziger Nachbar.

Erin biss sich auf die Lippe und blickte sich noch einmal im Klassenzimmer um. Alle ihre Mitschüler wirkten gelangweilt, und keiner ahnte auch nur im Entferntesten, dass womöglich in wenigen Minuten hier Geschrei, Blutvergießen und Chaos herrschen könnten. Erins Blick fiel erneut auf die Wand: 13.07 Uhr. Sie beugte sich vor, holte ihren Spiralblock aus ihrer Handtasche, schlug ihn auf und kritzelte rasch ein paar Worte darauf. Mit einem Blick über die Schulter vergewisserte sie sich, dass Warren nicht sehen konnte, was sie schrieb. Dann riss sie das Blatt ab und faltete es.

Warren legte seinen Stift nieder und blätterte den Skizzenblock durch. Vielleicht war sein Werk vollendet. Wahrscheinlich wollte er es keinen aus der Klasse sehen lassen – noch nicht. Womöglich war es für später gedacht, für die Polizei. Erin fröstelte bei dem Gedanken.

Warren schaute ihr kurz in die Augen. Erin versuchte es mit einem Lächeln, spürte aber selbst, dass es gezwungen wirkte, und wandte den Blick schnell wieder ab. Wahrscheinlich sah er, wie sie zitterte.

Warren lehnte sich zurück und schaute auf die Wanduhr neben der Tür des Klassenzimmers. Er schien schwer zu atmen. Seine Hand mit Spuren von schwarzer Tinte und Bleistift an den Fingern schob sich langsam in seine Armeejacke.

Erin nahm ihre Handtasche und stand wackelig auf. «Mr. Gunther?», stieß sie mühsam hervor. Sie hatte große Angst, dass Warren ihr jeden Augenblick in den Rücken schießen könnte. Sie ging nach vorn und trat auf

Gunthers Pult zu, die Handtasche fest an ihren Bauch gepresst. «Mr. Gunther?», wiederholte sie.

Er blickte sie nur flüchtig über seine Zeitung hinweg an. «Gehen Sie zurück auf Ihren Platz», murmelte er.

Erin räusperte sich. «Mr. Gunther, ich muss auf die Toilette. Ich habe ein ... ein Problem.» Sie reichte ihm heimlich die soeben geschriebene Notiz und ging auf die Tür zu.

«Ich sagte: Zurück auf Ihren Platz!», bellte er. Sein Stuhl schrammte über den Fußboden, als er sich vom Lehrerpult abstieß.

Alle blickten die beiden an.

Erin ging weiter auf die Tür zu. Sie war nicht sicher, ob sie es schaffen würde. Dann aber fand ihre Hand die Klinke, und Erin riss die Tür auf und verdrückte sich in den Flur. Sie hörte allgemeines Gemurmel und dann Gunthers Stimme: «*Das reicht jetzt! Ich will Ruhe haben!*»

Erin schloss die Tür hinter sich, konnte aber immer noch nicht frei atmen. Es war noch nicht vorbei. Es hatte noch nicht einmal begonnen.

In der Tür war ein Fenster, durch dessen Scheibe sich dünne Drähte zogen. Erin sah Gunther mit ihrer Notiz in der Hand an seinem Pult stehen, aber er hatte noch keinen Blick auf den Zettel geworfen. Er schleuderte finstere Blicke durchs Klassenzimmer. «Ich will Ruhe haben!», wiederholte er. Sie konnte es hören, obgleich seine Stimme durch die geschlossene Tür gedämpft wurde.

Erin zog ihr Handy aus der Handtasche, schaltete es ein und wählte die Notrufnummer. Es läutete zweimal. Durch das Fenster in der Tür sah sie Gunther endlich auf ihren Zettel schauen.

Sie hatte nicht viel Zeit zum Schreiben gehabt. Auf dem Zettel stand nur: «Warren Tunny hat eine Schusswaffe in seiner Jacke. Ich rufe die 911.»

Ein Klicken unterbrach den dritten Rufton. «Polizei von Seattle, Notrufzentrale», meldete sich eine Frau.

Einen Moment lang war Erin sprachlos, als sie Gunthers Reaktion beobachtete. Stirnrunzelnd legte er ihren Zettel auf sein Pult und richtete dann den Blick auf Warren. «Tunny, aufstehen!», hörte sie ihn brüllen.

*Oh nein, du Idiot*, hätte sie am liebsten geschrien.

Erst dann drang die Stimme der Telefonistin zu ihr durch: «Notrufzentrale, womit kann ich Ihnen dienen?»

«Äh, ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, ob das ein echter Notfall ist», flüsterte Erin. «Aber ... aber ich denke, vielleicht –»

«Könnten Sie sich bitte klar und deutlich ausdrücken?», unterbrach die Frau sie. «Welche Art Notfall liegt denn vor?»

Während die Telefonistin redete, hörte Erin Gunthers wütende Stimme. Plötzlich schrie ein Mädchen im Klassenzimmer: «Oh Gott, nein!», gefolgt von weiteren Schreien und einem Geräusch, als ob ein Stuhl umgestoßen würde.

«Mein Gott», sagte Erin, diesmal lauter, mit brüchiger Stimme. «Ich stehe in ... in ... der Madison High School vor Zimmer 207, und dieser Typ hat eine Knarre ...»

Durch das Fenster in der Tür sah sie, wie Gunther den Kopf schüttelte und die Hände hob. Er wirkte entsetzt. Sie erwartete jeden Augenblick den ersten Schuss.

Die Telefonistin in der Notrufzentrale bat sie, ruhig

zu bleiben. Dann wollte sie wissen, ob jemand verletzt worden sei und wie viele Bewaffnete sich dort aufhielten.

«Es ist nur einer, ein Schüler, Warren Tunny. Ich stehe jetzt vor dem Klassenzimmer, kann sie da drin aber noch sehen. Ich –» Erin verstummte, als sie einen Blick auf Warren und den Lehrer im Fenster erhaschte. Warren drückte Gunther den Lauf der Waffe an den Kopf. Der drahtige, kleine, harte Hund von einem Lehrer war plötzlich ganz unterwürfig und zitterte wie Espenlaub.

«Alle Maul halten und setzen!», schrie Warren, der noch schlimmer zitterte als Gunther. Warrens Gesicht war fast so rot wie sein krauses Haar. «Ich meine es ernst, haltet verdammt nochmal die Fresse, alle miteinander ...»

«Oh, mein Gott», flüsterte Erin ins Telefon und trat von der Tür zurück. «Ich glaube, er erschießt gleich jemanden. Um Himmels willen, tun Sie doch was, bitte! Schicken Sie die Polizei her ...»

«Gut, bleiben Sie ganz ruhig und nennen Sie mir Ihren Namen», sagte die Telefonistin.

«Erin. Erin Travino.»

«Erin, bestätigen Sie mir bitte, dass Sie von der Madison High School am Ridgeway Drive anrufen und in diesem Augenblick in Zimmer 207 einer der Schüler andere mit einer Schusswaffe bedroht. Stimmt das?»

Erin konnte nicht antworten. Sie konnte sich weder bewegen noch sprechen, weil gerade in diesem Augenblick die Tür von Zimmer 207 aufging. Warren Tunny stand auf der Schwelle und blickte sie an, die Pistole auf ihr Herz gerichtet.